

Nr. 265. Bromberg, den 17. November 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(Schluß.)

Während der Herr Beilharz mit einem kaum noch nachsichtigen Lächeln über seinen Knabeneinfall aus den Vorräten hinter dem Sekretär einen Pappdeckel hervor kramte, mit der ihm unausrottbaren Pedanterie die drei Rechtecke darauf zu malen, war die Frau hinaus gegangen, die zum Spiel notwendigen schwarzen und weißen Knöpfe zu holen; denn Steine dazu hatte sie nicht.

Als sie mit ihrer Schachtel herein kam, legte er gerade das Lineal fort, sein Kunststück preisgebend, denn er hatte mit dem Poststift neben die dicken blauen Linien überall noch je eine dünne rote gezogen, so daß sein Machwerk weihnachtlich bunt aussah. Dafür seien ihre Knöpfe fast zu schlecht! schalkte sie; und als sie sich endlich gesetzt hatten, mußte sie aus ihrer immer herzklopfenden Erregung lachen über die Merkwürdigkeit, daß sie nun wirklich über dem alten Spiel ihre Köpfe gegeneinander beugen wollten.

Sollen wir wirklich? zögerte sie noch einmal; aber er nickte mit ingrimmiger Entschlossenheit, daß sie beginnen möge: da setzte sie tapfer den ersten Stein. Und es ging ihnen nicht anders als jenen römischen Soldaten, die sich auf ihren Feldzügen zwischen den Schlachten die Zeit mit dem Mühlespiel vertrieben: als sie erst einmal dabei waren, die Mühlen klappern zu lassen mit ihren Knöpfen, hätten die Jahre seitdem, daß sie gleichso im „Goldenen Karpfen" saßen, sich nicht mit schlimmen Dingen um sie zu bemühen brauchen, weil es doch nur wieder der Herr Beilharz und das Theresle waren, die über dem Spiel ein Brett zu einander hatten, das sie sonst immer noch nicht fanden.

Was sie dabei voneinander sahen, waren nicht ihre Gesichter, sondern ihre Hände; und beide mußten dasselbe denken: Als er noch Fabrikant war, dachte das Theresle, standen ihm die Finger nicht so hart und steif von der Arbeit! Und den Herrn Beilharz dauerte es, wie ihre flinken Saaltochterhände die Spuren der Jahre trugen. Sie hat gemußt und ich habe gewollt! dachte er den Unterschied aus, aber das Resultat war das gleiche.

Als sie annähernd eine Stunde lang ihre Köpfe gegeneinander gesenkt, manchmal auch etwas gesagt hatten, und das Theresle war wieder in den Eifer des Spiels gekommen, hörte sie durch das offene Fenster, wie einer mit der Mundharmonika näher kam. Er spielte mit Kunstfertigkeit einen flotten Marsch, und sie hörte seine festen Schritte dazu. An den Westfalen dachten sie nicht, bis die Musik mit den Schritten abbrach und einer sorgsam die Haustür aufmachte.

Ich müßte nach ihm sehen! meinte das Theresle unruhig, und der Fabrikant, einer Verstimmung zu begegnen, hob den Pappdeckel an einer Ecke, daß die Knöpfe vom Brett abrutschten. Aber morgen abend spielen wir weiter! bat er einem aufbegehrenden Knaben nicht unähnlich; und als er der Gärtnerfrau die Hand gab, sagte er zum ersten Mal: Gute Nacht, Theresle! so daß sie mit einem scheuen Blick sein Gesicht streifte und auf eine Weise lächelte, die so zaghaft wie erstaunt war.

*

So spielten die beiden elf Tage lang jeden Abend eine Stunde und machten daraus eine Gewohnheit, darauf sie sich tagsüber freuten. Der Herr Beilharz nahm sich den Mut, ihr das einmal zu sagen, und sie gab es verlegen zu, als er sie fragte.

Ich wußte gar nicht, daß Sie auch solch eine Spielrate sind! sagte sie obenhin, nichts anderes merken zu lassen, das ihr warm ans Herz schlug. Und der gewesene Fabrikant dachte mit Schrecken, was er die Frau am ersten Abend ohne Umschweife hatte fragen wollen; denn nun erst, da sie ihre Köpfe einander zusenkten, fühlte er, was für eine Fremdheit noch zwischen ihnen war, und auf wie unsicheren Füßen ihre Vertrautheit noch ging. Aber er pries seinen Einfall, wenn er bedachte, was sonst gewesen wäre.

Schon am zweiten Abend nämlich, als der Pankok zu Hause blieb, hatte er mit den Kindern in der Küche gegessen und ihnen auf seiner Mundharmonika vorgespielt: Märsche und Lieder, wie sie ihm kamen oder verlangt wurden; denn er konnte schier alles. Und die beiden bei ihrem Spiel mit den Knöpfen vergaßen manchmal zu setzen, weil sie den Tönen zuhörten; er müsse ein Wandervogel gewesen sein, diese alten Lieder zu wissen! meinte das Theresle ahnungslos, was für einen alten Groll des Herrn Beilharz sie berührte.

Auf den alten Groll aber fand ein neuer seine Nahrung, der mit Eifer jede Ritze suchte, darin zu keimen; und am elften Abend, daß sie miteinander spielten, ging die Saat auf:

Er ist ein tüchtiger Gärtner! sagte die Meisterin über den Pankok nicht ohne Wärme: Nur das Kaufmännische verstand der andere besser.

Und sonst? fragte der Herr Beilharz, aber der Scherz, den er damit zu machen versuchte, mißriet ihm so, daß seine Stimme heiser wurde.

Auch sonst gefällt er mir besser! gab das Theresle in aller Treuherzigkeit zu und sah von dem Mühlespiel auf, weil ihr Partner nicht setzte. Als ob er grübelnd um seinen letzten Stein säße, sah sie sein braunes Faltengesicht auf den Tisch starren; aber der Zug, den er machen sollte, kam immer noch nicht.

Dann ist es bald wieder so weit? versuchte er einen zweiten Scherz und konnte sein Gesicht nicht gegen sie heben, auch war seine Stimme nun rauh wie Felsgeröll.

Und als das Theresle dazu schwieg und auch auf den Tisch starrte, weil sie den Groll fühlte und sich erschrocken nach einer Schuld fragte — gleichsam den Schrecken weg zu wischen, strich sie mit einer mechanischen Bewegung ihrer Hände die Kräuselhaare aus dem Gesicht: da hatte das Mühlespiel mit einem Schlag seinen Reiz für den Herrn Beilharz verloren. Er wischte mit der linken Hand die Knöpfe vom Brett, wo sie gerade doch erst aufmarschiert waren, und streckte die Rechte über den Tisch: Gute Nacht, Theresle! sagte er wie sonst, aber so früh, daß sie ihn nur

ängstlich anstarren und verwirrt das Zimmer verlassen konnte.

*

Am andern Abend spielten sie nicht, weil der Herr Beilharz nach seinem Tee noch einmal hinauf gegangen war, er habe etwas zu rechnen; am zweiten auch nicht aus dem gleichen angeblichen Grund: aber am dritten Abend, als er tagsüber schon seine Pläne heraus gesucht und an ihnen wirklich herum gerechnet hatte, kam sie ihm nach, weil er diesmal auf seiner Bank saß.

Er sah ihre Gestalt dunkel vor dem erblassenden Licht herauf kommen, während unten der Pankok auf seiner Mundharmonika spielte, daß die Töne in der leise gehenden Luft auf und ab geweht wurden. Sie hatten auch tagsüber nicht mehr als die notwendigen Worte gewechselt; und der Herr Beilharz mußte ihren Füßen ansehen, daß dem Theresle das Herz schwer war.

Der Pankok hat mich eben gefragt, begann sie und hatte seine Aufforderung, sich auf die Bank zu setzen, von der er aufgestanden war, kopfschüttelnd abgelehnt.

Aha! unterbrach er sie gleich, und es sollte heißen: Gefragt hat er schon! Und das Theresle, das zwar bedrückt über die Verstimmung dieser Tage aber harmlos herauf gekommen war, weil der Westfale — der sich offenbar für seine Künste eine andere Zuhörerschaft als die Kinder gewünscht hatte — nun doch zu den Gletschern wollte, das Theresle mußte erschrecken, als der Herr Beilharz hart auf sie zutrat:

Und wenn ich nun auch frage? begehrte er viel zu laut und wiederholte es zum Überfluß dreimal: Wenn ich nun auch frage, ich auch frage?

Was denn? klagte das Theresle weinerlich, weil der vermeintliche Zorn sie verletzte und aus allem Trost brachte.

Was der Westfale auch gefragt hat! tobte er fast, und es klang, als stampfe er jede Silbe in den Boden.

Die so angeherrschte Frau konnte nichts anderes verstehen, als daß der Herr Beilharz nun auch weg wollte wie der andere zu seinen Gletschern; und weil sie nun schon den dritten Tag in Betrübnis umher ging, womit sie ihn gekränkt haben könnte oder warum sie ihm sonst leid geworden wäre: so konnte sie nichts mehr tun als weinend den Kopf schütteln.

Er aber in seiner Verbohrtheit merkte nicht im geringsten, daß sein Zorn mit schweren Füßen in ihren Beeten herum trat; er nahm das Kopfschütteln für eine Antwort auf seine, wie er meinte, unmißverständliche Frage und war schon dabei, sie hinunter zu würgen.

Also, was haben Sie ihm geantwortet? fragte er mit einem Versuch, seine Stimme zu dämpfen; und der plötzliche Tonwechsel ins Geschäftliche mußte ihr höhnisch klingen, daß sie nun ganz verzagte.

Ich wollte erst Sie fragen! stammelte das Theresle und mußte meinen, den Herrn Beilharz habe die Tollheit befallen, als er sie hart am Arm griff: Erst mich! Erst mich! Erst mich! beharrte er immerzu. Dann schien er zu merken, daß er das Opfer einer Verwechslung geworden war; denn er lachte derart, wie das Theresle den Herrn Beilharz noch nicht lachen gehört hatte. Es war ein Gelächter, als ob es den ganzen schweren Mann auseinander brechen wollte; und es mochten wohl andere Dinge als die des Augenblicks sein, die da zerlacht wurden.

Danach war er schnell wieder vernünftig, und das Theresle konnte nicht an dem Ernst seiner Worte zweifeln, so unmöglich sie ihm klangen, als er ihr ein wenig hinter Atem von dem Gelächter, sonst aber mit der Wärme seiner wiedergekehrten Vernunft sagte: Sie würde vielleicht über seine Frage erschrecken; aber er sähe nicht ein, daß hier irgendwer mit einer Mundharmonika oder sonst einem Vorzug anmarschiert käme, den er nicht hätte, um ihn zu vertreiben. Er habe sich hier nun einmal eingenistet und könne sich mit keinen Gletscher trösten, wie der Westfale, wenn er das Nest verlöre. Sie hätte gewiß einen anderen Mann verdient als ihn alten Krüppel; aber die Verhältnisse seien nun einmal so geworden, daß er sie herzlich bitten müsse, seinen Vorschlag zu überlegen: Dann brauche er weder hier oben zu bauen noch hätte sie unten Schwierigkeiten mit den Gehilfen. Es könne alles bleiben wie jetzt, nur Mann und Frau müßten sie werden!

So kam der Herr Beilharz durch ein Mißverständnis zu der Frage, an der er schon den vierzehnten Tag würgte, nur zu einer Antwort kam er noch nicht, weil zwischen Frage und Antwort noch ein Abgrund war, über den das Theresle sich erst einen Weg suchen mußte.

Das kann doch nicht sein, Herr Beilharz! wehrte sie ab, der die Füße versanken, und setzte sich auf die Bank, vor sich hin zu starren, als sei ein großes Unglück über sie hereingebrochen. Aber er war nicht der Mann, nach solchen Worten noch andere zu machen. Er tat, was ihm das einzig Mögliche schien: er setzte sich schweigend neben sie auf die Bank; und nach einer Weile nahm er mit seiner rechten ihre linke Hand, sie nicht mehr los zulassen, obwohl ihm kein Druck Antwort gab.

So saßen sie wohl eine Viertelstunde stumm neben einander; und wer das Paar etwa sah, mußte glauben, daß die beiden einem gemeinsamen Unglück nachhingen. Es war aber nur, daß sich zwei Blutschläge aneinander gewöhnten, die durch kein Begehren genährt waren. Und was mit der Gewöhnung über sie kam, war wie der Abend, der sich über den blinkenden See unten, über den grünen Hügelrand vor ihm und auf die Gärtnerei senkte, darin der gletschersüchtige Westfale immer noch bei offenem Fenster auf der Mundharmonika spielte, daß die Töne wie ein Rest des verklingenden Tages im Abend schwammen. Als er zum Schluß sein „Muß i denn zum Städtle hinaus“ spielte, lockerte sich in dem Herrn Beilharz ein letzter Groll.

Aha! sagte er in die Stille und freute sich, als das Theresle seine Bewegung aufzustehen sogleich ergriff. Sie ließen die Hände nicht los und kamen in der Dämmerung wie zwei Kinder, halb hintereinander gehend auf dem schmalen Weg, gegen das Haus, wo sie sich trennten. Denn sie wollte nun nach den Kindern sehen, daß sie ins Bett kämen; und er mußte die Haustür verschließen.

*

Am andern Tag war es wie sonst im Trillental und die beiden sprachen kein Wort anders, als sie es bis jetzt miteinander gesprochen hatten. Auch Sie sagte sie noch; und so still war die Meisterin, daß der muntere Westfale sie mittags über den Tisch fragte: ob es ihr denn gar so schlimm sei, daß er nun wieder fort wolle?

Er war in allen Socken gelaufen, wie er einmal gesagt hatte; aber daß die Meisterin nur einen Augenblick über die Dreistigkeit seiner Frage verdutzt war, dann aber ihr Gesicht gegen ihn hob und mit dem roten Polstermund lachte, während ihr sichtbar ein paar Glückstränen über die Backen liefen, dies verstand der Pankok doch nicht. Auch nicht, daß sie, den Kopf immerzu schüttelnd, in dieser Glückseligkeit blieb, bis die kleine Hermine von der Seite her: Warum weint die Mutter? fragte. Da nahm sie das Kind in die Arme und gab ihm einen so inbrünstigen Kuß, daß es den Löffel fallen ließ.

Heute abend spielen wir wieder Mühle? fragte der Herr Beilharz das Theresle, als sie den Tisch abräumte, und suchte mit einem warmen Blick ihre Augen. Aber sie hielt sie demütig gesenkt und schüttelte den Kopf zu seiner Frage, und als er, noch nicht zur Ruhe gekommen mit ihr, sie enttäuscht nach dem Warum ihrer Weigerung fragte, sagte sie leise und wurde rot, daß ihr Mund wie eine Kirsche in [illegible]beeren lag: sie möchte, wenn es dem Herrn Beilharz recht wäre, noch einmal so auf der Bank am Weinberghaus sitzen!

Diesmal hielten sie schon wie Kinder ihre Finger verhäkelt, als sie hinauf gingen, und oben saßen sie lange, die hart gearbeiteten Hände wie gestern gefaßt, ehe sie sprachen. Und es war das Theresle, das zuerst etwas sagte.

Wenn es nicht hier sein müßte, wäre es leichter! sagte sie, als ob es noch immer ein Unglück wäre, und sah innig auf ihre beiden Hände, die da ineinander Feierabend gemacht hatten.

Und diesmal verstand er sie, daß sie sich schämte. So hatte ich auch einmal gedacht! sagte er vorsichtig, mit seiner Linken über die Stirn streichend, als müsse er da etwas wegwischen. Aber ich konnte nicht fort, als ich wollte, und du kannst es auch nicht!

Er fühlte wohl, wie ein Schauer durch ihre ganze Gestalt bis in die Hand hinab lief, daß er zum ersten Mal Du zu ihr sagte; und auch den Schauer mißverstand er nicht.

Wenn ich so jung wäre wie du, dann vielleicht. Aber nun bleibe ich hier bei meinen Bäumen, die mir ein anderer gepflanzt hat!

Und als das Theresle den Kopf darüber sinken ließ und er fühlte ihre stürzenden Tränen auf seiner Hand, legte er seine Linke dazu und bat um die ihre, daß es vier Hände waren: Sie werden es dir wie mir gönnen, daß wir heil davon gekommen sind! sagte er und nach einer versinkenden Pause: Wenn sie es nicht tun, müssen sie warten, bis wir auch gestorben sind.

— Ende —

Schattenspiele der Liebe.

Erzählung von **Lotte Krieser.**

„Es ist seltsam mit der Liebe", sagte Georg und folgte Anna mit den Blicken. Lucie, der diese nicht gerade neuartige Bemerkung wohl galt, tippte die Asche von ihrer Zigarette.

„Guter alter Georgie", dachte sie und lehnte sich tiefer in dem Sessel zurück, „was für Gedanken, wenn man gerade fünfzig geworden ist, aber schließlich — vielleicht ganz natürlich, wenn man fünfzig ist." Sie blies nachdenkliche Rauchringe in die Luft.

Drüben begann die Hauskapelle jetzt einen Strauß'schen Walzer zu spielen. Die heiteren Klänge hüpften übermütig daher. Die gedämpfte Eleganz der Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien) schien auf einmal weniger betont, von einer unbeschwerteren Atmosphäre schien der Raum . . .

Georg gab seinem Stuhl eine leichte Drehung — ja, das war es wohl, was ihm immer gefehlt hatte: ein bißchen Leichtigkeit im Blut — zu schwer, zu gebunden. Was die Geige jetzt so unbekümmert herausjubelte, das war Leben, war Lust am Dasein . . .

Seine Blicke wanderten hinüber zu Anna, die in der Nähe der Eingangstür noch immer mit ihren Bekannten sprach. Aus der matten Seide ihres Kleides hob sich der weiße, schon ein wenig schwere Nacken, die starken dunklen Flechten waren der herrschenden Mode entgegen zu einem Knoten geschlungen — der ganze große, ein wenig zu voll gewordene Körper atmete erdhafte Wirklichkeit — Erfülltsein.

Mit Marie-Rose war alles anders gewesen. Alles, was sein Leben einmal an Romantik erhalten hatte, kam von ihr. „Morgenfrau" hatte er sie genannt. So war sie gewesen — wie — wie vom anderen Ufer. Es gab kein Bild von ihr, sie hatte sich stets dagegen gewehrt, gemalt oder photographiert zu werden — nur eines als ganz kleines Mädchen im weißen Kleid mit unendlich großem Spitzenkragen und im Arm fest an sich gedrückt ein kleines Lämmchen.

Kleine Marie-Rose! Schon fünfzehn Jahre tot — nein, er konnte keinen starken Schmerz mehr empfinden, wenn er daran dachte. Die Verzweiflung der ersten Jahre war gestorben — aufgelöst, wie ihr süßer Körper der Auflösung verfiel. Und auch in seinem Hause — oh, Anna war zartfühlend, ohne Not wurde nichts geändert — aber Annas Atmosphäre durchdrang alles, lauwarm, auslöschend. Marie-Rose war ein blasser, kleiner Geist hinter den Dingen, zart wie ein Hauch, der manchmal noch an ihm vorüberstrich, aber durch nichts mehr zu halten und zu erwärmen gewesen wäre — Marie-Rose war tot.

Ja, und auch jetzt, da er hier saß und an sie dachte, selbst jetzt schien ihr Bild zu vergehen, wandelte Züge und Ausdruck — und nun war es Magrit, Magrit, wie er sie zum letzten Male gesehen hatte . . .

Lucie war es, die Magrit zu ihm gebracht hatte. Wie lange war nun auch das schon wieder her! Er begann damals aus seiner tiefsten Verzweiflung aufzutauchen. Sein Leben gehörte in jener Zeit nur seinen Kindern. Manchmal überfiel ihn mitten in seinen Arbeitsstunden die Angst, die er seit Marie-Roses Sterbenacht im Blute hatte. Dann konnte es vorkommen, daß er aus seinen wichtigsten Besprechungen einfach nach Hause fuhr. Wurde er einmal abends zurückgehalten oder war er in einer anderen Stadt, so wußte die Kinderfrau, daß sie pünktlich um sieben Uhr seinen Anruf zu erwarten hatte. Georg verhehlte sich nicht, daß er anfing, sich ein wenig lächerlich zu machen . . .

In diese Zeit kam Magrit. Wie genau er sich noch an jenen Nachmittag erinnerte! Er kehrte mit den Kindern heim. Sie waren voll Übermut. Rosemarie schnupperte mit ihrer kleinen Nase immer wieder in der Luft und behauptete, es röche nach „Frühling" — ein Wort, das sie mit genießerischer Zärtlichkeit so lang zog, als sei es einer der russischen Sahnekaramellen, die Georg ihr stets zu ihrem Geburtstag mitbringen mußte. Wolf, der die kleinere Schwester sonst in all ihrem Tun bewunderte, war heute, wahrscheinlich auch unter dem Einfluß des Frühlings, in streitbarer Laune, er behauptete, es hieße nicht „Fü—ühling", sondern knapp und gleichsam männlich betont „Frühling". Georg sollte gerade in dem ausbrechenden Streit als Richter angerufen werden, da fuhr ein Auto dicht an den Bordstein heran — hielt — und Lucie winkte ihnen, einzusteigen. Im Wagen saß Magrit . . . und dann war es das erste Mal nach Marie-Roses Tod, daß die Kinder eine Stunde zu spät ins Bett kamen.

Dann wurde es wirklich Frühling und Ostern. Und zum ersten Male seit Marie-Roses Tod zog Georg wieder mit Gästen hinauf in das Jagdhaus. Seine Base Anna kam mit und übernahm Hausfrauenpflichten.

Das Haus feierte eine fröhliche Auferstehung. Auf den Wiesen blühten die Mehlprimeln und Schusternägel — auf den Feldern die wilden Narzissen, und Magrit war wie der Frühling, hatte Augen wie ein Sturmhimmel, und ihre Haare rochen wie die jungen Wälder.

Die Kinder hingen an ihr. Sie ging mit ihnen auf die Wiese zum Blumenpflücken — aber sie brachten die Beute nie bis nach Hause. Unterwegs wurde sie ihnen welk, und sie ließen sie in den Bächen davonschwimmen. „Wir haben zu heißes Blut — die Blumen sterben bei uns", sagte Magrit lachend, und die Kinder wiederholten es begeistert.

Am Nachmittag des zweiten Tages fand Georg Magrit auf dem Boden, wie sie in ein weißes Bettuch gehüllt, den Kindern eine Gespenstergeschichte erzählte. Alle drei waren heiß und glühend, und Magrits Haare waren eine honigfarbene Wirrnis. Georg spürte noch sein Herz schlagen, wenn er daran dachte.

Aber am Abend schrien die Kinder und wollten nicht ins Bett aus Angst vor dem Klabautermann und dem Pferd ohne Kopf . . .

Magrit überließ es Anna, sie zu beruhigen, und spielte in der Halle mit Lucie und Herbert Bridge.

Am nächsten Morgen saßen sie beim Tee. Die Kinder hatten schon gefrühstückt und kamen nun von draußen herein. Jedes lehnte hinter dem Stuhl des Erwachsenen, dem im Augenblick seine größte Liebe galt — Rosemarie bei Magrit, Wolf bei Herbert, den er als einen Seemann und Weltumsegler verehrte.

Plötzlich fühlte Herbert etwas in seine Hand gleiten. Es war Wolfs kleines Fernrohr, das er über alles liebte. „Ich schenke es dir", sagte er stolz.

Alles war begeistert, nur Georg und Anna beobachteten stumm. Georg kannte seinen Sohn. Er sah, wie auf dem strahlenden Gesichtchen die Sonne der Schenkfreude jählings untersank — der Mund verzog sich kläglich, die Augen verloren ihren Glanz — der ganze kleine Kerl war ein schütterndes Weinen.

„O, o, was ist?" — „Was fehlt dir, Wolf?" — „Hallo, was gibt's, kleiner Mann?" Und zwischen Tränen und Schluchzen klägliches Stammeln: „Das — das — o, mein Fernrohr —!" Und Magrits klingende Stimme: „Herbert, schnell, gib es ihm zurück! O wie süß!"

In dem kleinen Tumult war Anna neben Georg getreten, und er hörte ihre leise und sehr bestimmte Stimme: „Georg, glaubst du nicht, daß es besser für ihn ist, wenn er es nicht zurückbekommt?"

Da hatte er plötzlich gewußt: als sei ein Vorhang gefallen, als erkenne er in der Szene, die gespielt wurde, sich selbst — Zuschauer und Spieler in einer Person —: Magrit, sie war anbetungswürdig, sie war die Erfüllung, nach der sein Blut verlangte — sie würde die Kinder verwöhnen, sie necken, sie belügen, je nach ihrer Laune — — Anna, er hatte sie stets gesehen, wie ein Mann eine Herberge sieht, in die er nicht einzutreten gedenkt.

In dieser neuen Minute einer unirdischen Wachheit war alles entschieden, obgleich er nachher noch Monate brauchte, ehe er sie fragen konnte, ob sie seine Frau werden wollte. Was er wirklich meinte, war: ob sie seinen Kindern eine Mutter sein wollte. Und sie wußte es. — —

Sie war seinen Kindern eine Mutter gewesen. Nun hatte Rosemarie sich verheiratet und Wolf die Universität bezogen. Der Vater verspürte Stolz auf sie beide. Aber war es nicht die Substanz in ihnen? War er nicht damals

kleinlich gewesen in seiner Angst — ohne Vertrauen? Wie würden sie sich entwickelt haben, wenn — —?

Seltsam war das Leben — wenn man dachte, man habe es gefaßt und halte es fest in sicheren Händen, so glitt es einem davon wie das Meer zur Ebbezeit, und wo Wasser gewesen, blieb nur noch Sand und ein wenig Tang und schillernde Qualen . . .

Sein Blick ging wieder zu Anna hinüber, und als habe sie ihn gespürt, wandte sie sich jetzt um und lächelte ihm zu. Fast in demselben Augenblick hörte die Musik auf. Eine schillernde Kadenz tanzte noch einmal mit den Sonnenstäubchen durch die Luft, dann verflog auch sie. Nun war es wieder dieselbe ein wenig feierliche Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien), wie man sie all diese Tage schon gekannt und gewiß nicht als einen Platz für solche Träumereien erachtet hatte. Und wie Anna sich nun von ihren Bekannten verabschiedete und mit schönen gleichmäßigen Schritten zu ihnen herüberkam, sah Georg ihr mit beruhigtem Lächeln entgegen. Dies hier war Wirklichkeit — seine Wirklichkeit.

Plötzlich richtete sich Lucie, die bis jetzt vor sich hingedämmert zu haben schien, auf und zerdrückte mit einer ihrer kleinen energischen Bewegungen den Rest ihrer Zigarette in dem Aschenbecher, und als sei zwischen Georgs letzter Bemerkung an sie und dem Jetzt nur ein Augenblick verstrichen, warf sie ihm jetzt die Antwort zurück: „Es ist seltsam mit der Liebe, Georgie, und das Seltsamste — man wird nie fertig damit."

Die Nachtwandlerin.

Kleine Geschichte um eine hundertjährige Oper,

erzählt von **Max Geißler.**

Es war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da rangen zwei junge italienische Tondichter um die Palme der Volkstümlichkeit. Der eine hieß Donizetti, der andere Bellini. Eines Tages sagte der Mailänder Operndirektor zu ihnen: „Schreibe mir doch jeder binnen zwei Monaten ein Werk von höchster dramatischer Spannkraft! Ein zeitgenössischer Dichter wird die Textbücher liefern; das Publikum soll entscheiden."

Gesagt, getan. Bellini erhielt eine spanische Räubergeschichte in Versen; am gleichen Tage bekam Donizetti den Text zu seiner Oper „Anna Boleyn". Beide Komponisten wohnten in der gleichen Pension. Bellini arbeitete sich in fanatische Selbstvergessenheit. Donizetti aber? Nun, der bummelte, spielte, war hinter schönen Frauen her. Nur abends, von neun bis elf, wenn Bellini zum Nachtmahle ging, setzte er sich an das Spinett. Auch da war er nur halb bei der Sache. Trotzdem: die „Anna Boleyn" wuchs, als sei sie belebt von dem begeisterten Drang ihres Schöpfers.

Bellinis „Ernani", die spanische Räubergeschichte, ist noch immer Stückwerk, Donizetti schreibt schon am Schlusse. — Man führt die Oper auf. Bellini weilt im Theater. Ein Riesenerfolg! Und Bellini verläßt das Haus, irrt während der Nacht verzweifelt durch die Stadt und gelangt so unter die Fenster der Wohnung des Textdichters. Da hat er einen Einfall. Kehrt bei dem Manne ein und sagt: „Höre, du mußt mir ein anderes Textbuch schaffen! Der spanische Stoff taugt nicht für mich." Da krault sich der Dichter hinter den Ohren, aber . . . „Eben denk' ich dran. Ich kenn' ein altes Ballett von Auber, die Geschichte zweier Verlobter, Menschen, so weiß und rein wie Milch . . ." Er erzählt. Hurra! So entsteht der Text zur „Nachtwandlerin", und es entsteht die Musik. Alles im Verlauf zweier Monate!

Ein bis dahin Unerhörtes kam zustande: der Erfolg der Nachtwandlerin an der Mailänder Skala war rauschend. Donizetti saß in der Oper. Er rief seine Begeisterung über die anderen hinweg. Bellini aber stand hinter einer Kulisse und weinte . . .

Die Nachtwandlerin ging um die Welt.

Sie kam auch nach London, mit Begeisterung erwartet; die Malibran, Maria Malibran, sang die Titelrolle. Und nur an ihrer Partie erkannte Bellini sein Werk! So seltsam entstellt war das in der englischen Sprache und Darstellung. Das Publikum schien gefroren. Da . . . da schreit einer nach der Arie der Malibran im letzten Akte, deren Koloraturen über den Massenchören schwebten wie ein Himmelswunder, seine Begeisterung heraus! Alles schaut sich entsetzt um . . . Wie „shocking" für ein englisches Theater! „Wer ist das? Wer hat da geschrien? Ein Wahnsinniger?"

„O nein, es ist der Komponist der Nachtwandlerin, es ist Bellini!"

Und kaum ist er erkannt, bricht der Sturm der Begeisterung los. Alle springen von ihren Sitzen, rufen nach Bellini, umdonnern ihn mit ihrem Beifall! Etliche junge Lords stürzen in seine Loge, heben ihn auf die Schultern und tragen ihn auf die Bühne. Dort erwartet ihn Maria Malibran, umarmt ihn und bedeckt ihn mit Blumen. „Was sagen Sie, Meister?"

„Ich hielt diese Briten für eingefroren. Aber jetzt sehe ich: sie sind ja Vulkane!"

Eines Abends, bei festlichem Mahle, versprach er ihr, sein nächstes Werk solle für sie geschrieben werden!

Zwischen Jauchzen und Lachen vernimmt sie diese Kunde. Aber mit den visionären Blicken der Nachtwandlerin schaut sie ihn an, mit Blicken, die über Zeit und Raum hinwegeilen, und dann sagt sie mit einem seltsamen Klang in der Stimme: „Leider erkenn' ich die Stunde nicht, in der ich es singe . . .

Sie waren halb Kinder . . . sind fünfundzwanzig Jahre, er einunddreißig. Und die Stunde kam nie! Zwei Jahre nach diesem Abend, genau zwei Jahre, starb Bellini in Frankreich. Und am gleichen Tage des anderen Jahres stürzte Maria Malibran mit dem Pferde und war tot.



Bunte Chronik



Der glückbringende Schrank.

Einen selten glücklichen Fund machte ein kleines Mädchen in London, das Kind eines sehr armen Arbeiters. Es hatte sich an einem alten Schrank zu schaffen gemacht, der einmal 30 Shilling kostete und bei einem Altwarenhändler gekauft war. Ganz plötzlich öffnete sich dabei ein Geheimfach, in dem man zur größten Überraschung ein ziemlich schmutziges Briefkuvert mit 1300 Pfund Sterling fand! Der armen Familie kam der unerwartete Fund recht gelegen. Nun sucht man allerdings noch nach weiteren Geheimfächern, ohne daß sich diese Hoffnung allerdings bisher erfüllt hätte.



Lustige Ecke





„Aber, Philo, das geht doch nicht, nun hast du diese Woche wieder anderthalb Kilo zugenommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg